

Mord am Waterberg

Almut Hielscher/Uta König

Mord am Waterberg

Das Buch beruht auf historischen und kulturellen Tatsachen. Die genannten Orte sind real. Alle Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten zu lebenden Personen sind nicht beabsichtigt und rein zufällig.

„Waren Sie schon mal in der Etosha-Pfanne?“

Katrin schreckt auf und zieht die Wolldecke enger um die Schultern. Die ersten Sonnenstrahlen dringen durch die Fenster in das Innere des Flugzeugs.

„Etosha-Pfanne. Sie wissen doch, der Nationalpark. Wo es die vielen Elefanten und Löwen gibt.“ Seine Stimme klingt freudig erregt. „Gleich sehen wir den Park. Bombastisch, sage ich Ihnen. Sie müssen unbedingt in die Etosha-Pfanne fahren.“

Katrin schaut kurz auf und murmelt: „Dafür habe ich keine Zeit.“

Der Unbekannte hat einen Safari-Hut auf dem Kopf. Er stutzt. „Ja, was machen Sie denn dann in Namibia?“

Katrin schweigt. Der Mann lässt nicht locker und rückt näher: „Die Etosha-Pfanne ist ein Muss auf jeder Namibia-Reise.“ Jetzt erst sieht Katrin das Hutband: Es ist aus Leopardenfell. Scheußlich. Seit zehn Stunden sitzt sie neben dem Mann. Kein freundliches Wort hat sie bisher mit ihm gewechselt, keinen Blick getauscht. Unangenehm findet sie, wie er sich auf seinem Sitz breitgemacht hat.

Und wieder dringt die Stimme an ihr Ohr. „Schauen Sie. Fantastisch. Der Waterberg. Da war diese Schlacht zwischen den Deutschen und den Herero. Da haben die Eingeborenen von uns gehörig eins auf den Deckel gekriegt.“

Katrin drückt sich fester in ihren Sessel, schließt die Augen und würde sich am liebsten die Ohren zuhalten. Namibia, Waterberg, das Dorf Okakarara 30 Kilometer entfernt, seit vier Jahren die Wahlheimat ihrer Schwester Anna. Und jetzt lebt sie nicht mehr. Vor zwei Tagen kam der Anruf mit der schrecklichen Nachricht. Wie oft hatte Katrin versprochen, nach Namibia zu kommen. Aber immer wieder hatte sie sich herausgeredet: die Arbeit in

der Buchhandlung mit Sonderschichten vor Weihnachten und Ostern. Und wenn sie Urlaub hatte, dann wollte sie nicht nach Afrika. Nie hätte sie es gewagt, ihrer kleinen Schwester zu sagen: Sei mir nicht böse, aber ich halte die Armut nicht aus. Ich brauche meine Ferien, um mich zu erholen, auf Sardinien oder im Schwarzwald. Nein, das hätte sie Anna niemals sagen können. Anna war mutig, voller Lebensfreude und Abenteuerlust. Und sie hatte sie durchschaut. Einmal hatte sie lachend vorgeschlagen: „Du kannst ja deine Sagrotan-Tücher mit nach Afrika nehmen.“ Eigentlich unverschämt, wie Anna sie als alte Jungfer verspottete, dabei war sie doch erst 35, nur sechs Jahre älter.

Anna und ihr Afrika-Spleen. Martin hatte sie auch noch darin bestärkt, der Bruder war in seine kleine Schwester vernarrt. Als kleines Mädchen spielte Anna mit schwarzen Puppen, malte Giraffen und Elefanten, verschlang Bücher über den schwarzen Kontinent. Und das alles hatte mit ihrer Großtante Else zu tun, die der Familie in Deutschland in langen Briefen von ihrem Leben auf der Rinderfarm am Waterberg erzählte. Stets lagen Fotos dabei, die die Fantasie des kleinen Mädchens beflügelten. Niemand hätte damals gedacht, dass Anna ihre Träume eines Tages wahr machen würde. Tante Else war erst Ende der 80er Jahre als alte Frau nach Deutschland zurückgekehrt. Anna und Katrin hatten sie in dem Heidelberger Altenheim besucht, in dem sie bis zu ihrem Tod lebte.

Die Eltern waren entsetzt. Ausgerechnet Afrika! Anna hatte ihnen freudestrahlend erzählt, dass sie für den Deutschen Entwicklungsdienst, DED¹, nach Namibia gehen

¹ Den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) gibt es seit 2011 nicht mehr. Er fusionierte mit zwei anderen Organisationen zur Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ).

werde. Katrin dachte genauso wie die Eltern: Afrika ist viel zu gefährlich für eine weiße Frau. Aber gesagt hatte sie nichts.

„Legen Sie Ihre Sicherheitsgurte an und stellen Sie die Tische aufrecht. Wir landen in zehn Minuten. Die Außentemperatur beträgt sieben Grad Celsius.“ Die Stimme der Stewardess reißt Katrin aus ihren Gedanken. Sie schaut aus dem Fenster auf eine karge Landschaft: zerklüftete Hügel, gelblicher Sand, knorrige Bäume. Alles eingetaucht in ein ungewöhnlich helles Licht. Katrin wühlt in ihrer Handtasche, sucht ihren Pass, versichert sich, dass sie alles dabei hat: die Briefe von Tante Else, die alten Fotos von der Farm, die letzte Karte von Anna, den Zettel mit den Adressen, die Bestätigung für das Mietauto. Hastig füllt Katrin das kleine Ankunfts-Formular aus, das die Stewardess im Flugzeug verteilt hat. Die Zeile für das Datum der Abreise lässt sie offen. Im Pulk der schwatzenden Urlauber rückt Katrin zur Passkontrolle vor. Der uniformierte Schwarze am Schalter sieht sie prüfend an: „Sie wissen nicht, wann Sie unser Land wieder verlassen? Das muss aber eingetragen werden.“ Katrin zögert: „Schreiben Sie einfach Ende des Monats.“ Der Mann schreibt das Datum: 31. August 2004. „Ich wünsche Ihnen wunderschönen Urlaub in wunderschönem Namibia“, sagt er in gebrochenem Deutsch. Er lacht sie an. Katrin nimmt ihre Reisetasche über die Schulter und geht durch die automatische Schiebetür. Sie hat wenig mitgenommen, nur das Nötigste. Höchstens ein paar Tage will sie bleiben, und schließlich ist es heiß in Afrika. In der Eingangshalle kommt ein junger schwarzer Mann auf sie zu. Er trägt einen beigen Leinenanzug. „Madam, kann ich Ihnen behilflich sein?“ Katrin weicht einen Schritt zurück und presst ihre Tasche an sich. „Nein,

danke. Ich brauche keine Hilfe.“ Der Mann verschwindet in der Menge.

Am Kiosk in der Ankunftshalle will sie schnell noch eine Landkarte kaufen. Etwa drei Stunden wird sie unterwegs sein vom Hosea Kutako Flughafen bei Windhoek bis zu Annas Heimatdorf im Herero-Land. Das hatte sie von Annas Chef am Telefon erfahren. Als Katrin nach der Landkarte greift, fällt ihr Blick auf den Zeitungsständer. Sie blickt in Annas lachendes Gesicht. Die deutschsprachige *Allgemeine Zeitung* hat mit dem Foto ihrer Schwester und der Schlagzeile aufgemacht: „Raubmord an deutscher Entwicklungshelferin“. Da steht es Schwarz auf Weiß: Raubmord. Anna ist tot. Katrin beginnt zu begreifen. Vor zwei Tagen hatte die Nachricht etwas Unwirkliches. Sie kam von so weit her. Anna sollte tot sein? Mitten in der Nacht hatte ihr der Landesdirektor des Deutschen Entwicklungsdienstes das Unfassbare mitgeteilt und darum gebeten, dass ein Familienmitglied nach Namibia komme. Katrin hatte eigentlich gehofft, dass ihr Bruder Martin sie begleiten würde. Doch sie musste allein fahren. Martin war IT-Manager einer großen Firma und konnte unmöglich weg. Sein Terminkalender war auf Wochen hinaus ausgebucht. Aber noch wichtiger war sein kleiner Sohn Jan, den er seit der Trennung von seiner Frau im Wochenwechsel betreute. Sie wollte ihren Bruder nicht bedrängen, denn sie wusste, wie schwer es ihm fallen würde, die Absprache mit dem Kind nicht einzuhalten. Sie spürte aber auch, dass es ihm sehr leid tat, sie alleine reisen zu lassen. Martin und Anna waren sich immer besonders nahe gewesen. Hemmungslos hatte er geweint, als er von Annas Tod erfuhr. Katrin hatte den Bruder noch nie so aufgelöst erlebt, nicht einmal nach

dem Tod der Eltern vor zwei Jahren. Dass sie alleine nach Namibia reisen würde, um die tote Schwester nach Hause zu holen, berührte ihn sehr. Er sagte zu Katrin: „Willst du das wirklich auf dich nehmen? Wenn du das schaffst, dann ziehe ich den Hut vor dir. Ich würde dir so gerne beistehen, aber du weißt ja, es geht nicht.“

Als Katrin auf dem Parkplatz vor dem Flughafen ihren Mietwagen sucht, hört sie Annas Stimme in ihrem Kopf: „Komm her und du wirst sehen, wie zauberhaft die Fahrt von Windhoek in mein Dorf ist. Keine Angst, die Straße ist gut und Verkehr gibt es kaum.“ Damals hatte sie ihr nicht geglaubt. Ach, du übertreibst schon wieder, hatte sie gedacht. Mit dem Auto durch Afrika – da sah Katrin nur Staubwolken und riesige Schlaglöcher im Asphalt. Viel zu riskant. Jetzt sitzt sie am Steuer. Seit zehn Minuten ist ihr kein Fahrzeug entgegengekommen. Und das auf der großen Straße zwischen der Hauptstadt Windhoek und dem Ovamboland im Norden. Ungewöhnlich hatte Anna das Spiel von Licht und Farben in Namibia genannt. Von dem weiten Horizont hatte sie geschwärmt und versucht, sie anzulocken: „Die Landschaft hier ist so weit wie das Meer, das du so liebst. Hier ist der Himmel wirklich himmelblau und der Boden leuchtet so rot wie Dachziegel.“ Warum bin ich nicht früher gekommen? Die Landschaft zieht an ihr vorüber, als ob sie ihren Namibia-Reiseführer durchblättern würde. Gestochen scharfe Fotos in Blau, Grün und verschiedenen Brauntönen. Sie sind wie eine Kulisse, in die sie nicht eintauchen kann. Meine Schwester ist tot. Ich bin zu spät gekommen.

Vor ihrer Abreise nach Namibia hatte sie Annas Briefe hervorgeholt. Darin hatte sie einmal ihre Route von Windhoek in ihr Dorf beschrieben – ein Wegweiser, dem

Katrin jetzt folgt. „Wenn du durch die Stadt Okahandja fährst, dann stößt du links auf die Bäckerei Schmidt. Dort bekommst du ein deutsches Frühstück mit Brötchen und Kaffee.“ Katrin erinnert sich, wie sie damals darüber gelacht hatte. Ein deutsches Frühstück mitten in Afrika? Die Kolonialzeit lässt grüßen. Sie hält am Straßenrand an. Von allen Seiten kommen Kinder angelaufen und umringseln den Wagen. Einige halten die Hände auf: „Misses, give me Dollar!“, andere wollen auf das Auto aufpassen. Katrin will nicht die böse Weiße sein, sie fühlt sich aber so. „No, no“, sagt sie. Die Kinder drängen immer dichter heran. Die meisten von ihnen sind schmutzig und tragen zerlumpte Kleider. Instinktiv wischt sich Katrin über ihre Arme und das weiße T-Shirt, als hätten die Berührungen der Kinder sie dreckig gemacht. „Haut ab“, fährt sie die Kleinen an, und im selben Moment tut es ihr leid. Sie weichen zurück. „Bettelnden Kindern darfst du nichts geben“, hatte Anna ihr eingeschärft, „wenn du einem etwas schenkst, kommen zwanzig andere angelaufen.“

In der Bäckerei Schmidt fühlt sich Katrin wie in Stuttgart-Plieningen: Vollkornbrote im Regal, Kaiserbrötchen mit Leberwurst und Gurkenscheibe in der verglasten Vitrine, Rosinenschnecken und Plunderecken. „Was darf es sein?“, fragt die alte weiße Frau in gutem Deutsch. Sie trägt eine geblümete Kittelschürze. Mit einer Leberwurstsemmel und einer Tasse Filterkaffee setzt sich Katrin an ein rundes Tischchen mit Häkeldecke und Strohlumen-Strauß. Sie findet den Laden rührend-altmodisch und befremdlich zugleich. Wie in Deutschland in den fünfziger Jahren, hätten die Eltern gesagt. Die Bäckerei Schmidt ist ein beliebter Haltepunkt auf dem Weg zum Nationalpark Etosha-Pfanne im Norden des Landes. Um Katrin herum haben deutsche

Touristen Platz genommen. Sie sind leger gekleidet, in Shorts, Jeans, die meisten tragen Gesundheitssandalen.

Katrin trägt einen hellblauen Hosenrock aus knitterfreier Mikrofaser, bequem und weit geschnitten. Dazu T-Shirt und hellbraune Slipper. Ihr halblanges Haar mit Seitenscheitel sitzt perfekt. Schon als Kind war es ihr wichtig, sich beim Spielen nicht schmutzig zu machen. Selten hatte sie aufgeschlagene Knie, und nie fehlte ihr ein Taschentuch. Manchmal wunderte sie sich, dass Fremde sie für älter hielten, als sie war. Ihre Freundinnen beneideten sie um ihre schlanke Figur und ihr volles Haar.

Seit Anna in Afrika arbeitete, hatte Katrin in ihrer Buchhandlung öfter mal Reiseführer über Namibia durchgeblättert. Die Kapitel über die deutsche Kolonialgeschichte hatten sie besonders interessiert: Wie die deutschen Missionare in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts die ersten Stationen aufbauten, um die Ureinwohner zu bekehren. Wie der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz mit einem betrügerischem Vertrag 580.000 Quadratmeter Land an der Westküste kaufte, wie Reichskanzler Bismarck im Jahr 1887 Südwestafrika als staatliche Verwaltungskolonie übernahm und immer mehr Soldaten schickte. Wie immer weitere deutsche Siedler kamen und den Einheimischen ihr Land wegnahmen, wie sich seit 1904 ein namibischer Stamm nach dem anderen gegen die deutsche Kolonialmacht erhob, wie die deutschen Schutztruppen in der großen Schlacht am Waterberg die rebellischen Herero niedermetzten und das Volk in die Omaheke-Wüste trieben und dort verdursten ließen. Jetzt ist Katrin auf dem Weg zu genau diesem historischen Waterberg.

Links am Horizont liegen die Omatako-Berge wie zwei riesige Pyramiden in der Ebene. Die kennt sie von einer

Postkarte, die Anna ihr geschickt hatte. Das Verkehrsschild mit dem Pfeil und der Aufschrift Okakarara taucht etwa eine Stunde später am Straßenrand auf. „Wenn ich dieses Straßenschild erreiche, überkommt mich ein Glücksgefühl“, hatte Anna ihr geschrieben, „danach fahre ich immer am Waterberg entlang. Nur noch 72 Kilometer und ich bin zu Hause.“ Katrin fährt langsamer und schaut über eine golden glänzende Wiese. Eine Sinnestäuschung? Im Gras stehen Zebras und Antilopen – wie bei uns die Kühe, denkt sie. Seit mehr als einer halben Stunde fährt sie auf der Straße parallel zum Waterberg. Er scheint endlos lang zu sein. Mit seinem platten Gipfel sieht er wie ein riesiger Tisch aus. Der Sandstein seiner Zinnen leuchtet rötlich. Auf einem Zaun rechts am Weg hockt eine Affenhorde. Ein mächtiger Pavian oben auf einem Pfahl kratzt sich am Kopf. Tiere leben hier, aber offensichtlich nur wenige Menschen. Ab und zu sieht Katrin Einfahrten zu Farmen. Die deutschen Namen sind ihr vertraut und unangenehm zugleich, völlig deplatziert in der afrikanischen Landschaft: „Heimaterde“, „Waldesruh“, „Erlengrund“. Wäre sie früher als Touristin hierher gekommen, hätte sie die Landschaft paradiesisch und die Deutschtümelei befremdlich gefunden. Jetzt wirkt alles wie eine absurde Maskerade – die Kulisse für ein furchtbares Verbrechen. Okakarara ist nicht mehr weit. Links und rechts des Weges reihen sich Blechhütten aneinander. Abgemagerte Kühe streunen durchs Gestrüpp, sie wühlen in Abfallbergen. Links an der Straße steht ein Schild. Es zeigt einen Kuhkopf mit der Zeichnung des Waterbergs zwischen den Hörnern. Es ist das Logo des Kulturzentrums. Dort hat Anna fast vier Jahre lang gearbeitet. Ein schmaler Sandweg führt zu einem eisernen Tor. Es steht weit offen.

Ein kleiner, kompakter Mann, etwa so alt wie Katrin, kommt auf ihren Wagen zu und winkt. Er trägt Anzug und Schlips, sein mächtiger Glatzkopf wirkt in der Sonne wie poliert. Er sieht sie freundlich an: „Endlich sind Sie da. Ich habe Sie schon gestern erwartet.“ Das muss Annas Kollege sein, denkt Katrin. Sie steigt aus. Er stellt sich vor. „Ich bin Arnold Kaure, der lokale Partner des Deutschen Entwicklungsdienstes. Ich bin der Manager des Zentrums, Anna war meine Mitarbeiterin. Es tut mir so leid, was mit Ihrer Schwester passiert ist.“ Dann nimmt er ihre Hand und flüstert: „Gottes Wege sind unergründlich.“ Katrin zieht ihre Hand zurück. Sie hatte sich Annas afrikanischen Chef ganz anders vorgestellt – eher schlank, hochgewachsen, lässig und intellektuell.

Auf dem Weg zu seinem Auto teilt ihr Manager Arnold Kaure eine gute Nachricht mit: „Wir haben den Täter schon gefasst. Er sitzt hinter Gittern. Unsere Polizei erwartet Sie bereits. Folgen Sie mir, ich fahre voraus.“ Der Dienstwagen des Managers ist mit großen blauen Buchstaben beschriftet – DEUTSCHER ENTWICKLUNGSDIENST. Kurz vor dem Ortseingang sieht Katrin zwei riesengroße Plakattafeln am Straßenrand. Auf der linken Seite das Foto eines weißen jungen Mannes, der bekennt: „Ich bin HIV-positiv.“ Rechts eine junge schwarze Schönheit, die gesteht: „Seit ich über meine Krankheit rede, will ich mich nicht mehr umbringen.“ In der *Stuttgarter Zeitung* hatte Katrin gelesen, dass jeder vierte Namibier HIV-positiv sei und das Thema ein Tabu. Sie ist überrascht. Die Plakate sprechen eine andere Sprache. Solche modernen Aufklärungsplakate hatte sie in Namibia nicht erwartet.

Die Polizeistation liegt kurz hinter dem Ortsschild von Okakarara. Vor dem flachen grauen Betonbau ist die

namibische Fahne gehisst. Im Vorgarten scharren Hühner, eine Ziege knabbert an einem verdorrten Bäumchen. Neben der Tür sitzen Polizisten auf einer Bank und plaudern. Drinnen, hinter einem großen hölzernen Tresen steht ein junger Polizist. Katrin schätzt sein Alter auf Ende 20. Er hat ein offenes Gesicht, auch er scheint auf sie gewartet zu haben: „Sie sind bestimmt Anna Sattlers Schwester.“ Katrin nickt. Der Polizist ist unsicher und verlegen. Sein Englisch klingt holprig. „Ich war es, der als Erster zum Tatort gerufen wurde. Ich heiße William Katjeho.“ Er gibt ihr die Hand.

Sie fragt zaghaft: „Wo ist meine Schwester? Kann ich sie sehen?“

Der Polizist schüttelt den Kopf. Bedauernd schaut er sie an: „Das sollten Sie nicht tun.“

Sie bittet: „Ich möchte sie noch ein letztes Mal sehen.“

„Tun Sie sich das nicht an. Ihre Schwester ist erschlagen worden. Wir haben sie sofort in die Pathologie nach Windhoek gebracht.“

Katrin sieht, wie der Manager dem Polizisten zunickt. „Dann sagen Sie mir bitte, wie es passiert ist.“

Der Polizist zieht eine Mappe mit Papieren aus der Schublade und bietet Katrin höflich einen Stuhl an. Er beginnt, sehr langsam zu lesen. Englisch ist für ihn eine Fremdsprache, die er nicht beherrscht: „Montag, 16. August 2004. 18:15 Uhr: Anruf aus dem Haus der Anna Sattler. Das Haus ist im Verwaltungsregister eingetragen als Nummer 637. Es meldet sich Frau Agnes Kandji, wohnhaft im Nachbarhaus, im Verwaltungsregister eingetragen als Nummer 638. Die Anruferin erklärt, die Bewohnerin Anna Sattler soeben leblos auf dem Fußboden in ihrem Haus vorgefunden zu haben.“ Das Telefon klingelt. Der Polizist hebt ab und

spricht in seiner Muttersprache. Katrin kehrt in Gedanken nach Stuttgart zurück. Dieser 16. August war ein drückend heißer Montag. Als sie kurz nach sechs die Tür der Buchhandlung abschloss, fielen die ersten schweren Tropfen. Sie wollte unbedingt den Bus erreichen und rannte los. Ein Sommergewitter prasselte nieder. Schon nach wenigen Metern war sie bis auf die Bluse klatschnass, ihre feinen Wildleder-Pumps ruiniert. Im Bus stand sie eingepfercht zwischen feuchten und schwitzenden Fahrgästen, presste ihre Arme an den Körper und machte sich so klein wie möglich. Die Stimme des Polizisten holt sie zurück nach Okakarara. „Der unterzeichnende Polizeibeamte trifft um 18:44 Uhr im Hause von Anna Sattler ein. Er findet im Hauptraum des Hauses eine leblose weibliche Person vor. Anna Sattler liegt auf dem Rücken und weist eine schwere Verletzung im Bereich der Stirn auf. Unter dem Kopf hat sich eine Blutlache gebildet. Der Tod muss durch einen oder mehrere Schläge mit einem schweren Gegenstand herbeigeführt worden sein. Die Tatwaffe konnte nicht sichergestellt werden. Nach erstem Augenschein steht fest: Weder Haustür noch Fenster sind beschädigt worden.“ Katrin schweigt, sie weint nicht, sie starrt auf die Mappe, die der Polizist zurück in die Schublade steckt.

„Einen Tag später“, berichtet Polizist Katjeho, „konnten wir bereits den Täter festnehmen. Es handelt sich um Raubmord. Nach dem Stand unserer Ermittlungen gibt es keinen Zweifel, dass Ihre Schwester in ihrem Haus mit einem schweren Kerzenhalter erschlagen wurde. Wir konnten die Tatwaffe sicherstellen. Der Täter, ein 17-jähriger Jugendlicher, wollte Ihre Schwester ausrauben. Wir haben ihn gefasst und in Gewahrsam genommen.“

Anna, erschlagen mit dem prächtigen silbernen

Kerzenleuchter. Katrin sieht ihn vor sich. Sechsbarmig, feinziseliert, edel glänzend und sehr schwer. Ein Erbstück der Urgroßmutter. Zu Weihnachten und Ostern wurde er geputzt und schmückte die Festtafel. Bevor Anna nach Afrika ging, durfte sie sich etwas aus der elterlichen Wohnung aussuchen. „Ein bisschen Luxus brauche ich auch im Busch“, hatte sie lachend gesagt und auf den Silberleuchter gezeigt. Katrin fand es anmaßend, dass Anna sich das Schönste und Wertvollste rausgesucht hatte. Und ausgerechnet damit ist sie erschlagen worden. Wie makaber. Sie will es nicht glauben, sie muss es sehen, das kostbare Familienstück, das zur Mordwaffe geworden ist. „Zeigen Sie mir den Kerzenhalter.“

Der Polizist sieht sie entgeistert an. „Misses, das geht nicht, das ist die Mordwaffe. Nein, das geht nicht!“ Katrin bittet ihn noch einmal eindringlich, ihr den Kerzenhalter zu zeigen. Der Tod ihrer Schwester ist für sie etwas Unwirkliches. Die Leiche wurde fortgebracht, die Tatwaffe ist unter Verschluss. Irgendetwas muss Katrin sehen, um die schreckliche Wahrheit begreifen zu können. Der Polizist versteht nicht, warum Katrin unbedingt die Mordwaffe sehen will. „Misses, es tut mir leid. Aber es gibt Vorschriften, an die ich mich zu halten habe.“ Manager Kaure pflichtet dem Polizisten bei: „Vielleicht gelten bei Ihnen in Deutschland andere Regeln. Bei uns ist so etwas nicht erlaubt. Damit müssen Sie sich abfinden, auch wenn Sie unsere Gesetze nicht gutheißen.“

Entschieden und aggressiv – so hören sich für Katrin die letzten Worte des Managers an. Sie spürt seinen prüfenden Seitenblick und kapiert: gegen diese beiden Männer kommt sie nicht an. Die mauern und finden ihr Ansinnen absurd. Und sie macht sich nur lächerlich, wenn sie weiter insistiert.

„Okay, ich habe verstanden.“ Katrin versucht, ihren Ärger zu unterdrücken. Sie will weg, einfach raus aus der Polizeistation. Die stickige Luft nimmt ihr fast den Atem. Aber wo soll sie hin? „Ich habe eine Bitte. Wo finde ich hier in Okakarara ein Hotelzimmer?“

Der Polizist und der Manager werfen sich einen kurzen Blick zu und sprechen wie mit einer Stimme: „Ein Hotel? Hier gibt’s kein Hotel.“ Der Manager schüttelt den Kopf: „Wissen Sie eigentlich, wo Sie hier sind? Okakarara ist ein Dorf mitten in Namibia. Hier leben die Menschen in Blechhütten. Sie sind arm. Touristen verlaufen sich nur ganz selten hierher, sie tauchen höchstens auf, wenn ihr Tank leer ist und sie Benzin brauchen. Es ist bekannt, dass wir hier eine Tankstelle haben, das ist in Namibia auch nicht selbstverständlich. Im Übrigen – wozu brauchen Sie denn noch ein Hotelzimmer, ich dachte, Sie wollten heute Abend zurück nach Windhoek? Was hält Sie hier noch? Hier gibt es nichts zu besichtigen, ich kann Ihnen nichts Schönes zeigen. Die Habseligkeiten Ihrer Schwester müssen Sie nicht zusammenpacken. Diese Arbeit nehmen wir Ihnen gerne ab, wir kümmern uns auch um den Rücktransport Ihrer Schwester. Ihrer Abreise steht nichts mehr im Wege.“

Er spricht, als hätte er diese Sätze vorher auswendig gelernt. Katrin will sich aber nicht abwimmeln lassen und besteht darauf: „Ich brauche eine Unterkunft hier im Ort. Ich bin müde, ich habe eine lange Reise hinter mir.“

Arnold Kaure wirkt überrascht: „Hier finden Sie kein Zimmer. Hotels gibt es reichlich in Windhoek. Dort finden Sie ein gutes Hotel, und morgen können Sie gleich zurück nach Deutschland fliegen.“

„Nein, ich will heute in Okakarara bleiben. Wo ist das Haus meiner Schwester? Wo ist der Schlüssel? Liegt der

hier auf dem Polizeirevier?“ Katrin erschrickt über ihren zu barschen Tonfall.

Beide Männer schauen sie fragend an und schweigen. Sie bleibt hartnäckig und wiederholt: „Ich will das Haus meiner Schwester sehen. Vielleicht kann ich dort auch übernachten.“ Zögernd reicht ihr der Polizist einen Schlüsselbund: „Wenn Sie meinen.“

Kaure wirft dem Polizisten einen vorwurfsvollen Blick zu, er scheint verärgert zu sein, dass Katrin die Hauschlüssel bekommen hat: „Sind Sie sich darüber im Klaren, wo Sie schlafen werden? In diesem Haus ist Ihre Schwester ermordet worden. Wollen Sie sich das wirklich antun? Ich muss Ihnen davon abraten.“

„Wo soll ich denn sonst hin? Bitte geben Sie mir die Adresse. Ich finde mich schon allein zurecht.“

Kaure spürt ihre Unsicherheit und will sie beruhigen: „Das schaffen Sie nicht alleine. Offensichtlich sind Sie zum ersten Mal in Afrika. In unserem Ort haben die Straßen keine Namen und die Häuser keine Nummernschilder. Kommen Sie, ich bringe Sie hin.“

Als sich Katrin beim Hinausgehen noch einmal umdreht, sieht sie, dass der junge Polizist ihr ratlos hinterher schaut.

„Mein kleines Sommerhaus“ hatte Anna ihre Bleibe genannt. Links von der Hauptstraße führt ein sandiger Weg in eine Siedlung mit umzäunten Grundstücken. Mittendrin Annas Häuschen. Von allen Seiten laufen Kinder herbei und starren Katrin an. Anna nannte sie „mein Empfangskomitee“. Der Manager bremst ab, springt aus seinem Auto und lässt sich von Katrin den Schlüsselbund durchs offene Fenster reichen. Das klapprige Tor aus Maschendraht und Holzlatten ist halbhoch und mit einem eisernen

Vorhängeschloss verriegelt. „Früher stand es immer offen, nach Annas Tod hat die Polizei es zugeschlossen“, erklärt Kaure. Beide Autos fahren auf den Hof. Im Garten ist es genauso sandig wie auf der Straße. Rund um das Haus aber grünt und blüht es. Anna hat ihren Garten gehegt und gepflegt. Bisher hatte Katrin geglaubt, nur sie hätte einen grünen Daumen für ihre Balkonpflanzen. Rechts und links von der Eingangstür stehen Terrakotta-Töpfe mit Blumen und Kräutern. Eine Kletterpflanze mit zarten weißen Blüten zieht sich an der Wand über dem Türrahmen hoch. Der Zaun zu den Nachbargrundstücken ist verrostet, löchrig und an einigen Stellen heruntergetreten. Türen und Fenster des Hauses aber sind durch zusätzliche Gitter geschützt. Da konnte ja jeder in den Garten, nur das Haus ist wie ein Gefängnis gesichert, denkt Katrin und dreht den Schlüssel in einem dicken Vorhängeschloss um. Hinter der Gittertür muss sie noch einmal zwei Schlösser öffnen, bis sie in einem lichtdurchfluteten Raum steht. Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne fallen durch die Fenster zum Garten auf den hellgrauen Fußboden. Muffige Luft und verdorbenes Essen auf dem Herd nehmen Katrin fast den Atem. Sie sieht einen zusammengerollten Strohteppich und daneben die Umrisse einer Person, die mit weißer Kreide auf den Beton gemalt sind. Anna. Anna am Boden, den linken Arm nach oben verdreht, nah am Kopf, so als wolle sie sich schützen.

Katrin spürt, wie sich ihr Begleiter wendig an ihr vorbeischiebt und mit einem kräftigen Tritt den Teppich über die Kreidezeichnung schieben will. Der Teppich ist voller Blutflecken. Katrin zieht den Manager am Arm zurück: „Lassen Sie das!“ Sie bückt sich und rollt den Teppich so zusammen, dass Anna wieder sichtbar wird.

„Sie dürfen sich nicht unnötig quälen. Ich hole einen Lappen und wische das weg. Die Ermittlungen sind abgeschlossen.“ Arnold Kaure spricht leise, seine Stimme klingt fürsorglich.

„Nein, nein, nicht wegwischen. Sie soll hier bleiben. Sie soll bei mir bleiben.“ Katrin spricht vor sich hin, als wäre sie allein im Haus. Ein Korbessel mit bunten Kissen, Bücherregale, an den Wänden Fotos und kleine Ölgemälde, auf dem Herd eine gusseiserne Pfanne mit gebratenen Tomaten und Zwiebeln. Offensichtlich wollte Anna sich gerade ihr Abendbrot zubereiten, als der Mörder kam. Katrins Blick fällt auf eine moderne, kleine HiFi-Anlage aus mattem Edelstahl und Holz. Daneben ein Stapel CDs. Auf einer Kommode unter einem alten Spiegel steht eine blau-weiße Porzellanschale mit Schmuck – Annas geliebte silberne Ringe, die Goldkette der Mutter mit Jugendstil-Anhänger und eine Vielzahl von Ohrringen. Draußen dämmert es. Katrin hat ihre Reisetasche in das anliegende Schlafzimmer gestellt. „Du kannst immer bei mir wohnen, ich habe sogar ein kleines Gästezimmer“, hatte ihr erst kürzlich die Schwester am Telefon gesagt. Manager Kaure lehnt am Türrahmen und lässt sie nicht aus den Augen. Seine Stimme klingt besorgt, als er fragt: „Haben Sie denn gar keine Angst, hier zu übernachten?“

„Ich weiß es nicht. Ich bin nur müde. Ich habe im Flugzeug kein Auge zugetan.“

Er macht ihr einen Vorschlag. „Ich hole Sie morgen früh um zehn Uhr ab und zeige Ihnen unser Kulturzentrum. Vor Ihrer Rückreise müssen Sie sehen, wo Ihre Schwester gearbeitet hat. Dann können Sie gleich nach Windhoek zum Flughafen weiterfahren.“ Kaure dreht sich um und nuschelt etwas in sich hinein. Er geht.

Endlich ist sie allein. Sie fühlt sich kraftlos, leer und hundemüde, aber sie wagt nicht, sich in einen der Sessel zu setzen, es sind Annas Sessel. Sie traut sich nicht, die Fenster zu öffnen. Draußen wird es gerade dunkel. Sie fürchtet sich vor afrikanischem Ungeziefer, das vom Licht im Haus angezogen wird. Aber in dieser muffigen Luft kann sie die Nacht nicht überstehen. Deshalb reißt sie zwei Fenster auf und lässt die Terrassentür zum Garten offen stehen. Sie schreit auf, als sie eine Ameisenstraße an der Wand hinter dem Herd entdeckt. Panisch rennt sie mit der schweren gusseisernen Pfanne in den dunklen Garten und sucht die Mülltonne. Vergeblich. Schimpfend kippt sie die Speisereste in einen Busch am Zaun. Katrin ist fertig. Gestank, Blut auf dem Strohteppich, Ungeziefer. Alles findet sie hier primitiv und abstoßend. Wie konnte Anna hier bloß leben? Unruhig läuft sie im Haus auf und ab. Sie guckt in alle Ecken, gradeso als lauere überall Unheil. Ein dickes schwarzes Oktavheft, verschlossen mit einem Gummiband, liegt auf einem Tischchen neben dem Bett. Solche Hefte hat Anna immer schon für ihre Notizen benutzt. Katrin schlägt die Kladder auf und legt sie sofort erschrocken zurück, als habe sie etwas Unrechtes getan. Man liest nicht in fremden Tagebüchern. Anna könnte gleich zur Tür reinkommen. Unsinn, Anna ist tot. Katrin setzt sich auf den Boden, ein paar Zentimeter von dem Kreidekreis entfernt, der Annas Kopf skizziert. Sie schließt die Augen und schon sieht sie Anna als Fünfjährige auf der Wiese am Baggersee liegen.

An einem heißen Sommernachmittag radelte Katrin mit ihrer Schwester zum Badesee. Die kleine Anna saß hinten auf dem Gepäckträger und hatte ihre Arme um die Schwester geschlungen. Katrin war elf und Anna gerade fünf. Der

kleine See mit Schilf am Ufer, die glitzernde Sonne im Wasser, die Badestelle mit Sandstrand. Katrins Freundinnen tobten im Wasser und winkten ihr zu. Sie sprang vom Rad, zog schnell ihr Kleid aus und ermahnte Anna: „Bleib hier auf der Wiese sitzen, bis ich dich hole. Pass auf unser Rad auf.“ Katrin rannte zu den Freundinnen und vergaß die Zeit, Anna und alles um sie herum. Da hörte sie einen Hilfeschrei. Katrin sah, wie Erwachsene von der Liegewiese aufsprangen und zum Wasser eilten. Sie sah das Fahrrad auf der Wiese. Keine Anna. Wo war sie? Sie schwamm in heller Aufregung zum Ufer und lief zu den Badegästen, die einen Kreis bildeten. Alle schrien durcheinander: „Schnell, einen Arzt!“ Katrin sah durch die Beine der Umstehenden, wie Anna in ihrem bunten Badeanzug im Sand lag. Die braunen Haare hingen wirr im bleichen Gesicht. Die Augen waren geschlossen. Sie bewegte sich nicht. Eine Frau versuchte, das Kind mit Mund-zu-Mund-Beatmung wieder zu beleben. Katrin stand wie angenagelt vor ihrer kleinen Schwester. Sie brachte kein Wort heraus, sie dachte nur: Ich bin schuld, ich habe sie umgebracht. Der Notarztwagen fuhr quer über die Wiese, zwei Sanitäter sprangen heraus. „Zu wem gehört dieses Kind?“ Katrin wäre am liebsten weggelaufen. Sie flüsterte: „Zu mir.“ Automatisch beantwortete sie alle Fragen: Name, Adresse, Telefon, Krankenversicherung. Anna wurde auf einer Trage in den Notarztwagen geschoben, die Doppeltür knallte zu. Der Krankenwagen fuhr mit ihrer Schwester davon.

Katrin setzte sich wie benommen auf die Wiese. Von allen Seiten prasselten die Vorwürfe auf sie nieder. „Warum hast du nicht auf die Kleine aufgepasst?“, „Schäm dich!“, „Du bist schuld, wenn deine Schwester stirbt. Beinahe wäre sie ertrunken“, „Wie konntest du nur so egoistisch sein?“

Katrin weiß nicht mehr, wie sie an diesem Tag den Weg nach Hause gefunden hatte. Sie erinnert sich nur, dass sie den Schlüssel vorsichtig umgedreht und in die Wohnung geschlichen war. Aber da war niemand, der sie hätte trösten können. Anna überlebte. In der Nacht kam sie mit den Eltern aus dem Krankenhaus zurück. Katrin hörte die Wohnungstür zuklappen und schnappte ein paar Worte auf, die ihre Eltern im Flur zu Anna sprachen. „Alles wird wieder gut. Heute darfst du bei uns im Bett schlafen.“ In dieser Nacht kam niemand in ihr Kinderzimmer – weder Mutter noch Vater. Auch Martin, der drei Jahre jüngere Bruder, kam nicht an ihr Bett. Katrin weinte sich in den Schlaf. Sie war Luft für ihre Eltern. Das war die schlimmste Strafe, viel schlimmer als der Schmerz einer Ohrfeige.

Katrin steht auf. Es ist stockdunkel geworden. Sie weiß nicht, wie lange sie auf dem Boden gesessen hat. Die Luft im Haus ist jetzt viel besser, es stinkt nicht mehr. Sie macht Licht an und will gerade die Vorhänge im Schlafzimmer zuziehen, da schaut sie in lauter verschwommene dunkle Kindergesichter. Die Mädchen und Jungen pressen ihre Nasen an die Scheibe. Katrin fühlt sich belästigt. Sie zieht den Vorhang zu, schließt die Tür zum Schlafzimmer und dreht den Schlüssel herum. Sie lässt sich aufs Bett fallen. Wenn Martin doch nur mitgekommen wäre.

Dumpe Schläge an der Haustür. Katrin schleicht sich heran und horcht. Ob der Manager etwas vergessen hat? Sie nimmt ihren ganzen Mut zusammen und ruft: „Wer ist da?“

Eine tiefe Stimme antwortet: „Ich bin Chief John Kambanda, ein Freund Ihrer Schwester.“ Katrin öffnet die Tür nur einen Spalt breit: „Ja, Ihren Namen hat meine

Schwester öfter erwähnt.“ Ein hagerer hochaufgeschossener Mann lächelt sie an: „Ich möchte Ihnen mein Beileid bekunden.“ Sie lässt den Chief eintreten und mustert ihn verstohlen. Einen Häuptling hat sie sich anders vorgestellt – mit einem prächtigen Gewand oder wenigstens irgendeinem Zeichen seines Ranges. Dieser alte Herr aber hat ein abgetragenes europäisches Jackett an und trägt ausgetretene Turnschuhe. Sein braunes, erstaunlich glattes Gesicht ist ein schöner Kontrast zu dem vollen schlohweißen Haar. Das muss der Häuptling sein, den Anna bewundert hat. Katrin schiebt ihm den großen bequemen Korbessel zurecht. Sie sucht in der Küche nach einer Teekanne. Ob sie ihm Tee servieren soll? „Möchten Sie etwas trinken?“ Der Chief winkt ab: „Der Tee kann warten.“ Dann schaut er sich in dem Raum um, lässt seinen Blick aufmerksam über jeden Gegenstand schweifen: „Hier habe ich oft mit Anna gegessen. Sie war eine liebenswerte Frau. Wir haben gut zusammengearbeitet. Ich bin sehr traurig über ihren Tod.“

Katrin wundert sich über sich selbst. Ohne Angst und ohne Misstrauen sitzt sie in einem wildfremden Land mit einem wildfremden Mann mitten in der Nacht wie selbstverständlich zusammen. Sie mag die Art, wie er über Anna spricht, und sie ahnt, dass er mehr über ihre Schwester weiß als sie selbst. „Erzählen Sie mir von Anna. Wie lebte sie hier?“

Der Chief ist erstaunt: „Wissen Sie das nicht? Sie sind doch die Schwester?“

„Ich habe mich nicht genug um Anna gekümmert“, entschuldigt sie sich. „Zu Hause war immer so viel los. Vor einem Monat haben wir das letzte Mal miteinander geredet. Am Telefon hat man nie genug Zeit, um in Ruhe zu sprechen.“

„Ja, ja, das weiß ich schon. Die Menschen haben keine Zeit füreinander, nicht einmal in der Familie.“ Seine Stimme wird weich. Katrin spürt, der Chief mochte Anna. Und er will wissen, warum sie ihre Schwester nie besucht hat. Sie hört keinen Vorwurf aus seinen Worten heraus. Sie zuckt mit den Schultern, sie weiß es selbst nicht. Sie weiß nur, sie hat ein schlechtes Gewissen. „Es tut mir so leid und jetzt ist alles zu spät. Ich war übrigens heute bei der Polizei und habe erfahren, dass der Täter 17 Jahre alt ist und von hier stammt. Kennen Sie ihn?“

„Ja, seit seiner Geburt. Ich weiß nicht, was wirklich geschehen ist. Ich bin fassungslos über Annas Tod. Das ist ein großes Rätsel und eine Schande für unsere ganze Region.“

Für Katrin hat das Gespräch gerade erst begonnen. Sie hat noch viele Fragen, aber Chief Kambanda steht auf: „Ich muss gehen. Sie können mich jederzeit anrufen. Hier ist meine Telefonnummer. Ich möchte Ihnen noch etwas sagen. Anna hatte mir bei einem meiner letzten Besuche etwas versprochen, was Sie wissen sollten. Sie wollte mir den schönen Kerzenleuchter schenken. Ich hatte irgendwann einmal erwähnt, dass mir dieser Silberleuchter sehr gefällt. Sie sagte, dieses Familienstück wolle sie mir geben, wenn sie eines Tages Namibia verlasse. Anna scherzte ein wenig und meinte, sie möchte nicht, dass ich sie vergesse.“ Der Chief wirft Katrin einen kurzen Blick zu, gerade so, als wolle er die Wirkung seiner Worte testen. Dann fügt er ruhig und bestimmt hinzu: „Ich würde mich freuen, wenn Sie mir das Geschenk von Anna überlassen, sobald die Polizei das Stück freigegeben hat.“

Als Katrin sich von ihm vor der Haustür verabschiedet, ermahnt er sie noch: „Vergessen Sie nicht, beide Türen

und auch die beiden Gitter davor gut abzusperren. Das ist eine reine Vorsichtsmaßnahme und hat nichts mit dem Tod Ihrer Schwester zu tun. Das machen hier alle so. Ihre Schwester lebte wie wir. Sie hatte weder Nachtwächter noch Dienstpersonal. Das gefiel uns sehr.“

„Woher wussten Sie, dass ich heute hier angekommen bin?“

Der alte Mann lacht: „Bei uns spricht es sich sofort herum, wenn ein fremdes Gesicht auftaucht.“

Der Kerzenleuchter ist die Tatwaffe. Katrin empfindet es als unangemessen, ja sogar taktlos, diesen Gegenstand, mit dem die Schwester erschlagen wurde, als Dekoration aufstellen zu wollen. Eine Mordwaffe auf einem festlich gedeckten Tisch? Geschmacklos. Oder ticken Afrikaner anders? Der Chief ist ihr sympathisch, aber sein Wunsch befremdet sie. Anna hat ihr mal erzählt, Afrikaner äußern ihre Wünsche oft sehr direkt. Darüber möchte Katrin jetzt mit ihrem Bruder reden. Als sie den Hörer aufnimmt, merkt sie, dass die Leitung tot ist. Trotzdem wählt sie die Stuttgarter Nummer. Auch ihr Handy kann sie nicht benutzen. Der Akku ist leer, und das Aufladegerät hat sie in der Aufregung in Stuttgart liegenlassen.

Das Thermometer am Fenster zeigt drei Grad plus. Katrin war auf Sommer eingestellt, dachte, auch der afrikanische Winter sei mild. In ihre Reisetasche hat sie nur zwei leichte Kleider und ein paar T-Shirts gepackt. Sie fröstelt und geht ins Schlafzimmer. Im großen Kleiderschrank findet sie zwei flauschige Decken und einen dicken Pullover. Sie wickelt sich ein Wolltuch um die Hüften und kriecht unter Annas Federbett. Jetzt fehlt nur noch die Wärmflasche, denkt sie. Sie ist todmüde und

findet trotzdem keinen Schlaf. In ihrem Kopf schwirrt es von den vielen neuen Eindrücken. Ihre Gedanken verheddern sich, fangen an zu kreisen. Festgehakt in ihrem Kopf ist das Bild, das sie nicht verdrängen kann: Die Kreidefigur auf dem Betonfußboden. Immer wieder hört sie die Stimme des Polizisten. „Tun Sie sich das nicht an! Was für ein grässlicher Tod!“ Katrins Magen krampft sich zusammen. Sie friert und zittert, obgleich sie zusammengekauert unter der dicken Zudecke liegt. Sie lauscht seltsamen Geräuschen nach. Im Hause knistert und knackt es, es trappelt und knirscht, sie hört flüsternde Stimmen, kehliges Lachen. Katrin springt aus dem Bett, tappt im Dunkeln ans Fenster, hebt den Vorhang ein paar Zentimeter hoch, öffnet das Fenster einen Spalt und blickt hinaus in die Nacht. Sie erspäht ein offenes Feuer mit einem großen Topf darauf. Der Maschendrahtzaun ist so heruntergetreten, dass sie beobachten kann, was sich im Garten nebenan abspielt. Schwarze Gestalten mit merkwürdigen langen Gewändern und sperrigen Hüten laufen hin und her. Babys schreien, Kinder hüpfen herum. Aus der Ferne dringt monotone Disco-Musik in ihr Haus. Katrin ist neugierig geworden und möchte zu gerne wissen, was zu später Stunde bei den Nachbarn los ist. Für sie ist Okakarara eine Welt voller Geheimnisse.

Sie schließt das Fenster und kriecht unter die schwere Bettdecke. Aber der Schlaf kommt nicht. Raubmord – sagt die Polizei. Was hat der Mörder mitgenommen? Wieder verlässt Katrin das Bett, läuft durch alle Zimmer, öffnet Schübe und Schränke: Es scheint nichts zu fehlen, nichts ist durchwühlt, alles liegt ordentlich an seinem Platz – der Schmuck, der CD-Player, das Radio, die Box mit Kassetten und CDs, die Bücher, die Seidenschals. Es kann kein

Raubmord gewesen sein. Aber was war es dann? Wiederholt schreckt sie auf, taumelt an die beiden Türen und kontrolliert, ob die Schlösser unversehrt sind. In den Nachbargärten sind die Feuer längst erloschen. Aber rund um das Haus hört sie noch verdächtige Laute. Ein Hund knurrt, und als sie aus dem Toilettenfenster schaut, meint sie, eine dunkle Gestalt davonhuschen zu sehen. Jetzt dringt auch noch verzweifeltes Katzengeschrei in ihr Schlafzimmer. Ob das Annas Tiere sind?

Ihre Schwester liebte Katzen, und da sie in Stuttgart in ihrem winzigen Ein-Zimmer-Appartement keine Tiere halten durfte, hatte sie gleich nach ihrer Ankunft in Afrika zwei Katzen zu sich geholt. Katrin wagt nicht, die Tür zu öffnen. Erst gegen Morgen findet sie ein paar Stunden Schlaf.

Draußen scheint die Sonne. Katrin schaut in einen strahlend hellen und kalten Morgen. Der Monat August gehört zum afrikanischen Winter. Arnold Kaure steht um Punkt zehn mit einer Tüte vor ihrer Tür. Er trägt einen dunkelblauen Pullover und Jeans. Er scheint bester Stimmung zu sein und will wissen, ob sie gut geschlafen hat.

„Naja, es war etwas unheimlich.“ Katrin wickelt die Decke fester um die Hüften.

Kaure antwortet ernst: „Ich habe Sie gewarnt. In einem Haus, in dem jemand ermordet wurde, schläft es sich schlecht. Aber Sie wollten ja nicht auf mich hören.“ Er holt ein Päckchen Tee und zwei Brötchen aus einer Plastiktüte. „Sie haben sicher noch nicht gefrühstückt.“ Katrin nickt und lässt ihn ins Haus. Er kümmert sich um sie. Wie angenehm. Sie kocht Tee und beobachtet aus den Augenwinkeln,

wie ihr Besucher an dem Bücherregal entlang streicht und interessiert die Buchrücken studiert. In der unteren Reihe stehen Aktenordner mit den Aufschriften DED, Privat, Okakarara, Kulturzentrum, Finanzen. Dazwischen drei Pappkartons ohne Beschriftung. „Lesen Sie gern?“, ruft sie ihm zu. „Möchten Sie von Annas Büchern welche haben?“ Arnold Kaure reagiert nicht. Er scheint tief in Gedanken versunken zu sein. Sie setzt nach: „Wollen Sie nicht ein paar von Annas Büchern haben?“

„Nein, bitte nicht. Aber meine Kinder würden sich sehr über den schönen CD-Player freuen. Kann ich den mitnehmen?“ Sie überhört die Frage, sie will ihm nicht ein so großes Geschenk machen. Arnold Kaure hat sich inzwischen in dem bequemen Sessel niedergelassen, in dem der Chief am Abend zuvor gesessen hatte. „Sie hatten gestern Abend noch spät Besuch.“ Kaure beugt sich vor und schaut Katrin direkt in die Augen. Sie hat sich an die andere Seite des kleinen runden Tisches gesetzt und gießt sich eine Tasse Tee ein. „Woher wissen Sie das?“

Er lehnt sich zurück und lächelt in sich hinein. „Hier im Dorf bleibt nichts geheim. Jeder weiß, was der andere tut. Wir sind wie eine große Familie, da bleibt keiner allein – auch keine Frau.“

Was meint er mit dieser Anspielung? Ihre Schwester oder etwa sie? Katrin lenkt ab: „Ich glaube, Chief Kambanda ist ein besonderer Mensch. Er hat meine Schwester sehr gemocht. Jetzt verstehe ich, warum sie ihm vertraute.“

„Ja, Ihre Schwester war schnell von Menschen beeindruckt.“

„Was wollen Sie mir damit sagen?“

Er nimmt einen Löffel Zucker, rührt viel zu lange in seiner Teetasse und schweigt. Als er hochschaut, lächelt er

bedeutungsvoll: „So ist es überall auf der Welt. Männer denken und lenken. Frauen fühlen und wollen Kinder. Sie doch auch, oder?“

Katrin ärgert sich über solche Sprüche, will ihm das aber nicht zeigen und lächelt ihn an: „Wenn Anna hier wäre, würde sie Ihnen jetzt an die Gurgel springen.“ Er lächelt zurück. Katrin findet sein Verhalten peinlich, lässt es sich aber nicht anmerken. Sonst wird er ihr womöglich nichts über Anna erzählen. Arnold Kaure weiß mehr über die Schwester als alle anderen. Schließlich war er fast jeden Tag mit ihr zusammen. „Anna hat mir geschrieben, dass sie hier glücklich war. Nach dem Raubmord bin ich mir nicht mehr so sicher: Sie muss Feinde gehabt haben. Wollte ihr jemand etwas Böses? Was wissen Sie über meine Schwester?“

Arnold Kaure lehnt sich zurück, er überlegt und antwortet nicht. Katrin kommt es vor wie eine Ewigkeit. Endlich sagt er etwas: „Ich könnte Ihnen stundenlang von Anna erzählen. Am Anfang hatte sie es hier nicht leicht. Die Leute beobachteten sie und waren skeptisch. Eine weiße junge Frau, auch noch alleinstehend, in einem namibischen Dorf – das kam den meisten Männern und Frauen sehr selten vor. Ich stand auf ihrer Seite und habe sie unterstützt. So konnte ich ihr über viele Klippen hinweghelfen.“

„Welche Klippen?“

„Sie hatte keine Ahnung von der Lebensweise der Herero. Sie wusste nichts über die Bedeutung unserer Familienstruktur, die sehr kompliziert und verästelte ist. Wir haben matriarchalische und patriarchalische Linien. Jeder hat seinen Platz und seine ganz speziellen Aufgaben bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen, Erbschaftsangelegenheiten. Bei allen Entscheidungen, die für die Familie wichtig sind.“

„Was hat meine Schwester denn falsch gemacht?“

„Für mich war sie die klügste Frau der Welt. Bescheiden, großzügig, kreativ, feinfühlig, sensibel. Die Erwachsenen liebten, die Kinder vergötterten sie.“

Dieses Loblied auf Anna klingt übertrieben. Der sagt das nur, um mich zu trösten, denkt sich Katrin und sagt: „Nicht alle können sie geliebt haben.“

„Wenn Sie das meinen. Der Mörder hat sie natürlich nicht geliebt.“

„Kennen Sie den Mörder?“

„Darüber habe ich lange nachgedacht.“

„Nachgedacht? Wieso?“

„Wissen Sie, es laufen mir jeden Tag so viele Jugendliche über den Weg. Im Kulturzentrum, im Dorf. Da kann es schon sein, dass ich dem Jungen mal begegnet bin. Aber kennen tue ich ihn nicht – ich sehe kein Gesicht vor mir.“

„Meine Schwester ist in ihrem Haus getötet worden. Es gibt keine Spuren für einen gewaltsamen Einbruch. Und wenn sie ihren Mörder hereingelassen hat, dann muss sie ihn auch gekannt haben, oder?“

„Nicht unbedingt. Er kann sich auch unter einem Vorwand Zutritt verschafft haben. Vergessen Sie nicht, Ihre Schwester hat sehr schnell, manchmal zu schnell, Menschen vertraut. Für mich gibt es nur eine Erklärung für den Mord: Wir leben hier in großer Armut. Der junge Mann hat gedacht, Ihre Schwester sei reich und hätte in ihrem Haus Schätze gehortet.“

Diese Erklärung klingt plausibel für Katrin. Aber die große Frage bleibt: „Warum hat er dann nichts mitgenommen?“

„Das verstehe ich auch nicht. Vielleicht ist er durch irgendetwas gestört worden.“

„Ich möchte mit dem Jungen sprechen. Können Sie mir helfen, damit ich ihn besuchen kann?“

Arnold Kaure springt erschrocken auf und schlägt sich mit der flachen Hand gegen die Stirn: „Was denken Sie sich? Das ist unmöglich. Niemals. Der Mörder ist doch in Untersuchungshaft, da darf er keinen Besuch empfangen.“ Und dann wird seine Stimme leise und beschwörend: „Außerdem – was bringt Ihnen das? Wollen Sie dem Mörder Ihrer Schwester wirklich in die Augen sehen?“

Katrin versteht seine Aufregung nicht: „Setzen Sie sich bitte. Nein, nein. Ich dachte ja nur. Das war nur so eine Idee. Kommen Sie, ich will sehen, wo meine Schwester gearbeitet hat.“

Kaure hat sich den Vormittag für Katrin freigehalten. Er steht auf, klimpert mit seinem dicken Schlüsselbund: „Eine kleine Ablenkung können Sie jetzt gut gebrauchen.“

Als sie Annas Haus verlassen, spürt sie, wie belastend die letzte Nacht für sie war. Katrin atmet tief durch und weiß jetzt: Sie hätte doch woanders schlafen sollen. Auch Arnold Kaure wirkt draußen entspannter als im Haus. „Kommen Sie, steigen Sie ein. Ich bin heute Ihr Stadtführer durch unseren Ort.“ Arnold Kaure fährt so schnell über die unbefestigten Wege, dass der Wagen von einer Sandwolke umhüllt wird. „Sehen Sie da drüben, da ist unser Supermarkt, daneben soll bald eine Bankfiliale eröffnet werden, die erste in Okakarara.“ Katrin sieht nicht viel, sie ist ständig damit beschäftigt Haare, Strickjacke und Sandalen von dem feinen Staub zu befreien. Sie wedelt mit ihren Händen vor dem Gesicht herum und brüllt gegen den Motorlärm an: „Langsamer! Ich kann nichts sehen und hören kann ich auch nichts. Der Staub ist unerträglich.“

Kaure bremst kurz ab und ruft ihr zu: „Ja, so ist das bei uns. Seit Monaten hatten wir keinen Tropfen Regen. Für Sie fahre ich ein bisschen langsamer. Hier ist die Grundschule.“ Er zeigt auf einen flachen Bau mit Wellblechdach, dessen Wände mit Giraffen, Elefanten und Löwen bemalt sind. Und direkt daneben ist die Bierbar mit der Aufschrift American International.

„Wenn es bei uns im Dorf etwas im Überfluss gibt, dann sind es solche Schuppen. Ich habe sie nicht gezählt, aber es sind mehr als 20.“

„Ich dachte, die Leute hier hätten kein Geld?“

„Natürlich haben sie kein Geld. Sie lassen anschreiben und verschulden sich. Viele sind Alkoholiker. Ich trinke übrigens keinen Alkohol.“

„Aber Wasser trinken Sie schon?“, feixt sie. Kaure lacht nicht. Er findet ihren Scherz nicht lustig.

Katrin dreht den Kopf nach links und nach rechts. Sie sagt nichts mehr. Noch nie hat sie einen so tristen Ort gesehen. Nur die Hauptstraße, die schnurgerade durch Okakarara führt, ist geteert. Alles, was für das öffentliche Leben wichtig ist, befindet sich hier in schmutzig-grauem Beton: Das Krankenhaus, die Polizeistation, die Post, der Supermarkt, die Stadtverwaltung, eine Berufsschule. Neben der Siedlung mit kleinen Häuschen und winzigen Gärten, in der Anna wohnte, gibt es rechts und links der Straße nur noch trostlose Blechhütten und ein paar heruntergekommene Steinhäuser. Katrin muss an Anna denken, die in diesem Elendsort lebte – und das auch noch freiwillig. Wie konnte sie hier nur glücklich sein?

Mitten auf der Straße kommen ihnen drei stattliche Frauen in traditionellen Herero-Gewändern entgegen. Sie tragen üppige Taftkleider in rot, blau und grün mit

berüscht Puffärmeln und gebauschten Röcken bis zum Boden. Auf dem Kopf haben sie farblich auf das Kleid abgestimmte Stoffhauben, die an die weitausladenden Hörner der afrikanischen Kühe erinnern. Für Katrin sehen die Herero-Frauen aus, als hätten sie sich für ein Theaterstück verkleidet. „Wo kommen diese schönen Frauen denn her und was haben sie für seltsame Kleider an?“, fragt sie. Kaure scheint auf diese Frage gewartet zu haben. Er hält sofort am Wegesrand an und holt aus: „Das ist eine lange Geschichte. Als die deutschen Missionare im 19. Jahrhundert ins Land kamen, fanden sie die traditionelle Herero-Tracht unsittlich – zu viele nackte Beine, Bäuche und Busen. Die Hereros lebten von der Rinderzucht und schniderten ihre knappe Bekleidung aus Kuh-Häuten. Die Oberkörper blieben bei Männern wie Frauen frei, nur die Genitalien wurden mit Lederschürzen und kurzen Röcken bedeckt, die mit Perlen und Fransen verziert wurden. Auch die Hauben der Frauen waren aus Leder. Die Missionare bekehrten die Herero zum Christentum und zwangen sie, ihre Körper mit züchtiger Bekleidung zu bedecken. So kam es, dass die Herero-Frauen sich bald genauso anzogen wie die Missionarsfrauen.“

Katrin unterbricht ihn: „Aber diese Zeiten sind längst vorbei. Warum haben die Frauen diese unbequemen Kleider nicht abgelegt?“

„Sie haben Gefallen daran gefunden, und wir Männer auch. Heute sind diese Trachten zum Statussymbol geworden. In großen Städten wie Windhoek werden sie nur noch sonntags oder bei Feierlichkeiten getragen. Aber hier auf dem Land gehören sie immer noch zum Alltag.“ Er kurbelt das Fenster runter. Die Frauen schauen Katrin neugierig an. Der Manager stellt sie vor, in seinem

Redeschwall versteht sie nur die Namen Anna und Katrin. Jetzt wollen die drei Herero-Frauen auch sie begrüßen. Sie steigt aus. Nacheinander fasst jede ihre Hand und spricht in ihrer Muttersprache Otjiherero auf sie ein. Kaure übersetzt: „Sie wollen wissen, ob Sie verheiratet sind und wie viele Kinder Sie haben.“ Katrin wundert sich: „Die wollen aber schnell viel von mir wissen. Sagen Sie ihnen, dass ich nicht verheiratet bin und keine Kinder habe.“ An den betäubten Gesichtern der Frauen erkennt sie, dass sie Mitleid mit ihr haben. Kaure schiebt eine Erklärung nach: „Diese Frage wird bei uns jeder Frau gestellt, ganz gleich ob sie schwarz oder weiß ist. Nichts ist für eine Frau wichtiger als viele Kinder zu haben und am besten auch noch einen Ehemann.“

Die Frauen sprechen weiter in ihrer Sprache und entfernen sich mit gemächlichen Schritten. Katrin erfährt von Kaure, dass die drei Frauen ihr kondolieren haben. Er drängelt, weiter zu fahren und spult sein Sightseeing-Programm ab: „Hier sind die Büros der drei Parteien, die im Stadtrat vertreten sind. Das erste Haus mit der grün-roten Fahne – das ist die SWAPO. Das ist die Abkürzung für die South West African People’s Organization, die Bewegung, die uns vom südafrikanischen Apartheid-Regime befreit hat. Die hat die absolute Mehrheit im Land und stellt die Regierung in Windhoek. Das Gebäude zwei Häuser weiter mit der blau-weiß-roten Fahne ist die DTA, Abkürzung für Democratic Turnhalle Alliance, eine Oppositionspartei, die von vielen Herero gewählt wird, und dort hinten mit der blauen Fahne sehen Sie die NUDO. Die National Unity Democratic Organisation ist eine neue Partei, die unser oberster Häuptling gegründet hat. Die hat jetzt bei uns in Okakarara die Mehrheit.“

„Und welche Partei wählen Sie?“, will Katrin wissen.

Er schaut sie verärgert an: „Wieso fragen Sie das? Ihr aus dem Westen wollt uns Demokratie lehren und habt uns eingebläut, dass Wahlen geheim sein müssen.“

Katrin merkt, dass sie mit ihrer Frage zu weit gegangen ist. „Sorry“, sagt sie. „Ich würde einem Ausländer in Deutschland auch nicht erzählen, wem ich meine Stimme gebe.“

Katrin will zur Post. „Ich muss dringend nach Deutschland telefonieren. Das Telefon meiner Schwester funktioniert nicht.“ Am Morgen hatte sie wieder vergeblich versucht, ihren Bruder anzurufen.

„Das ist unser Alltag, das Telefon wird sofort gesperrt, wenn jemand seine Rechnung nicht bezahlt hat.“

Der Manager biegt von der Hauptstraße ab. Gleich daneben liegt das Postamt. Hier weht von einem hohen Fahnenmast die namibische Fahne in Grün, Rot und Blau. Mitten im blauen Dreieck strahlt eine gelbe Sonne. Menschen stehen Schlange vor dem Eingang. „Wie daheim“, stöhnt Katrin und der Manager erklärt: „Heute ist Auszahlungstag für die Renten, da kommen die Leute von weit her.“ Die alten Männer und Frauen sind ärmlich gekleidet. Sie warten geduldig. Manche haben kleine Kinder, ihre Enkel, an der Hand.

Der Manager des Kulturzentrums flüstert Katrin zu: „Sie stehen da seit dem Morgengrauen. Jeder bekommt die Einheitsrente von 327 Namibia Dollar. Davon leben ganze Großfamilien.“

Katrin rechnet um: „Das sind nur etwa 50 Euro. Davon kann man doch nicht satt werden!“

„Wenn Sie wüssten“, seufzt Kaure.

Katrin will sich in die Schlange einreihen. Die alten Leute

rücken ehrfurchtsvoll zur Seite und geben ihr mit Gesten zu verstehen, dass sie vorgehen soll. Hinter dem Schalter thront eine kräftige Frau in taubenblauer Postuniform, auf dem Kopf ein passendes Käppi. Ihre Lippen sind matt rosa geschminkt. Sie ist so um die 40. Katrin reicht ihr einen Zettel mit der Stuttgarter Telefonnummer. „Ich möchte meinen Bruder in Deutschland anrufen. Können Sie die Verbindung herstellen? Die Leitung im Hause meiner Schwester ist tot.“

Die Postbeamtin stutzt und mustert Katrin eindringlich. „Ihre Schwester?“ Sie lehnt sich nach vorn und wisper: „Ich bin Agnes Kandji, die Nachbarin. Ich habe Ihre Schwester gefunden. Es war furchtbar.“ Sie liest den Zettel mit der Stuttgarter Telefonnummer. „Merkwürdig. Das Telefon funktioniert nicht? Anna hat erst letzte Woche ihre Rechnung bezahlt. Da stimmt was nicht. Ich werde mich darum kümmern.“

Im Postamt funktioniert die Telefonleitung, aber in Stuttgart ist der Bruder nicht zu Hause. Katrin ist enttäuscht. Die Postbeamtin legt ihr zwei Briefe hin: „Nehmen Sie die bitte mit. Die sind heute für Ihre Schwester angekommen. In Annas Postfach sind noch mehr. Es hat die Nummer 634.“

Katrin sucht in der Tasche den passenden Schlüssel und hört, wie die Postbeamtin und der Manager in ihrer Sprache aufeinander einreden. Katrin ahnt, dass die beiden über Anna sprechen und bittet den Manager, ihr zu sagen, worum es geht. „Später“, sagt Kaure und wendet sich wieder der Postbeamtin zu.

Die Postfächer befinden sich an der Außenwand des Gebäudes. Katrin öffnet Nummer 634. Drei Briefe sind da, darunter einer vom DED aus Windhoek. Der Manager hat

den Absender gelesen. „Den Brief vom DED können Sie mir geben. Das erledige ich gerne für Sie.“

„Nein, nein, der Brief ist an meine Schwester adressiert, nicht ans Kulturzentrum. Aber danke, dass Sie mir behilflich sein wollten.“ Der mischt sich in alles ein, denkt Katrin. Warum will er sich um Annas private Post kümmern?

„Sind Sie fertig?“, fragt Arnold Kaure kurz angebunden. „Beeilen Sie sich, wir fahren zum Kulturzentrum.“

Als Katrin und Kaure gerade in das Auto steigen wollen, kommt die Postbeamtin Agnes Kandji schnaufend angelaufen: „Hoffentlich sehen wir uns bald wieder. Ich bin Ihre Nachbarin und war eine Freundin von Anna.“ Den Namen Agnes hat Katrin in Annas Briefen öfter gelesen. „Kommen Sie zu mir, sobald Sie Zeit haben. Ich freue mich auf Sie.“ Agnes lächelt Katrin an und sagt: „Ich komme zu Ihnen. Ich freue mich auch.“

Auf dem Weg zum Kulturzentrum fährt Kaure an der Polizeistation vorbei und Katrin fällt blitzartig ein: „Herr Kaure, Sie haben mir noch nicht das Gefängnis von Okarara gezeigt, wo der Mörder meiner Schwester sitzt.“

Der Manager schaut stur gradeaus und brummt: „Wir haben kein Gefängnis.“

„Wo sitzt Annas Mörder?“, insistiert Katrin.

„Auf der Polizeistation. Dort gibt es ein paar Zellen.“

Katrin merkt, dass er darüber nicht sprechen will.

Am Eingangstor zum Kulturzentrum steht ein alter dürrer Mann in Fantasie-Uniform. Hemd und Hose in Khaki, Safari-Stiefel, am breiten Gürtel eine Taschenlampe und einen Holzknüppel. Der Wachmann Ben. Er trippelt auf Katrin zu, bleibt vor ihr stehen, blickt sie gerührt an. „Sie sehen aus wie Anna. Ganz genau wie Anna. Sie war so gut zu mir.“

Tränen laufen über sein runzliges Gesicht. Der alte Mann wirft einen ängstlichen Blick auf Kaure und sagt leise zu ihr: „Ich bin heute entlassen worden. Helfen Sie mir. Bitte.“

Arnold Kaure hat alles gehört. Bevor Katrin ihn auf die Entlassung ansprechen kann, wimmelt er ab: „Das geht mich nichts an. Dafür ist sein Boss, Herr Katjibi, zuständig. Er ist der Chef der Sicherheitsfirma, die unser Zentrum bewacht. Tut mir leid, ich habe mit dieser Entlassung nicht das Geringste zu tun.“ Katrin ist sich sicher, ihre Schwester hätte sich für den alten Ben stark gemacht.

Das eingezäunte Kulturzentrum umfasst eine Fläche von elf Hektar. Überall an den Wegen sind kleine Bäume gepflanzt, die nur mühsam auf dem sandigen Kalahari-Boden anwachsen. „In der Trockenzeit müssen wir sie zwei Mal in der Woche wässern“, erzählt Ben, „aber wenn sie erst einmal Wurzeln geschlagen haben, dann überstehen sie jede Dürre. Es sind unsere einheimischen Bäume. Sie haben so lange Wurzeln, dass sie an das Grundwasser heranreichen. Deshalb können die Bäume überleben, auch wenn es monatelang nicht regnet. Ich habe sie selber gepflanzt.“ Katrin sieht ihm an, wie stolz er darauf ist. „Das gefällt mir gut“, sagt sie.

Jetzt fühlt sich auch Manager Kaure herausgefordert, seine Erfolgsbilanz zum Besten zu geben: „Ich habe Elektrizität gelegt und einen Wasserturm gebaut. Ich habe einen Campingplatz, ein Museum und eine Open-Air-Bühne errichtet. Bald werde ich noch ein traditionelles Hütten-dorf hinstellen, in dem Touristen sich über die Herero-Kultur informieren können“, erzählt er stolz.

Katrin ist verärgert: „Haben Sie meine Schwester schon vergessen? Sie tun so, als hätten Sie alles alleine gemacht.“

Arnold Kaure merkt, dass er zu weit gegangen ist. Er

rudert zurück. „Niemand will die Leistung Ihrer Schwester mindern, aber ich trage als Manager die Verantwortung für alles.“

Katrin will sich mit Kaure nicht streiten, sie schaut sich lieber auf dem Gelände um. Sie findet die Gebäude mit dem ockerfarbenen Anstrich wunderschön. Sie fügen sich so gut in die Landschaft ein. Von der Plattform des Wasserturms aus kann sie weit über die sandige Steppe mit den Schirmakazien schauen. Am Horizont streckt sich der Waterberg im silbrig hellen Sonnendunst in seiner ganzen Länge. In ihren Briefen hatte Anna oft von „meinem magischen Berg“ gesprochen, den sie von ihrem Schreibtisch aus immer im Blick hatte. Jetzt möchte Katrin das Büro ihrer Schwester auch von innen sehen. An Annas Schreibtisch sitzt ein Afrikaner breitbeinig auf einem Drehstuhl. Als er Katrin erblickt, dreht er sich mit dem Stuhl um 180 Grad, schiebt seinen breitkrepfigen Hut lässig nach hinten und sagt: „Wapenduka.“ Der Mann steht nicht auf, er stellt sich nicht vor, er taxiert Katrin von Kopf bis Fuß. Der Manager stellt die beiden einander vor. „Herr Katjibi, Chef der Sicherheitsfirma. Frau Sattler, Annas Schwester.“ Jetzt erhebt sich Herr Katjibi betont langsam und streckt ihr die Hand entgegen: „Wapenduka.“

Katrin zieht den Manager beiseite. „Versteht er kein Englisch? Wie soll ich mit ihm sprechen?“

„Doch, doch, der versteht das. Aber mit Deutschen will er nur Otjilerero sprechen. ‚Wapenduka‘ ist unsere Begrüßung. Dieses Wort sollten Sie sich einprägen.“ Beide Männer beginnen ein intensives Gespräch in ihrer Muttersprache. Katrin steht daneben und fühlt sich deplatziert. Nach zehn Minuten, die ihr unendlich lang vorkommen, schaltet sie sich ein. „Leider muss ich Sie stören. Ich möchte jetzt

zurück.“ Katrin ärgert sich, dass sie nicht mit ihrem eigenen Auto gefahren ist.

„Ja, ja, ich bring Sie nach Hause. Ich habe heute ohnehin keine Zeit mehr für Sie.“

„Nein, nicht nach Hause. Ich will zur Polizei.“

„Ich komme mit Ihnen.“ Jetzt hat er plötzlich doch Zeit. Der Manager stoppt vor der Polizeistation den Wagen, springt heraus und hält Katrin betont höflich die Tür auf.

„Nein. Bitte, lassen Sie mich alleine hineingehen.“

„Okay, ich warte, es kann ja nicht lange dauern. Ich muss Sie ja noch nach Hause fahren.“

Katrin lächelt ihn entschuldigend an. „Nein danke, ich komme schon allein zurecht. Ich gehe lieber zu Fuß.“

Auf der Polizeistation stellt sie erleichtert fest: Der junge Kommissar von gestern hat auch heute Dienst. Seinen Vornamen William hat sie sich gemerkt, den Familiennamen aber sofort vergessen. Ob sie ihn mit Vornamen ansprechen darf? Sie wagt es, und er begrüßt sie sehr freundlich. Katrin bittet ihn, den Polizeibericht noch einmal lesen zu dürfen. „Ich war gestern so erschöpft und müde, dass ich nicht alles mitbekommen habe.“ Er nimmt die zwei Blätter aus dem Aktenordner und reicht sie ihr über den Tresen. Katrin geht zum Fenster und dreht dem Polizisten den Rücken zu. Sie will unbeobachtet sein. „Wissen Sie, ob meine Schwester den Täter kannte?“, fragt Katrin, als sie die Papiere dem Polizisten zurückgibt.

William Katjeho zuckt mit den Schultern: „In Okakarara kannte jeder Ihre Schwester. Ob Ihre Schwester aber jeden hier kannte, da habe ich meine Zweifel. Schließlich haben wir weit mehr als 10.000 Einwohner.“

„In welcher Zelle sitzt er denn?“

Der Polizist hat sofort verstanden, wen sie meint: „Das

darf ich Ihnen nicht sagen.“ Er wendet sich ab und beginnt den Kopierer zu reparieren. Für Katrin ein eindeutiges Signal – sie soll die Polizeistation verlassen. In Gedanken versunken geht sie die Hauptstraße entlang und hofft, die richtige Richtung gewählt zu haben. Das handgemalte Schild mit der deutschen Aufschrift Biergarten war ihr schon am Vortag aufgefallen. Hier geht es links ab in den Sandweg, der zum Haus der Schwester führt. Die Kinder aus den Nachbarhäusern haben sie längst entdeckt und rennen schreiend zum Gartentor. „Otjirumbu! Otjirumbu!“ Widerwillig hatte ihr Kaure dieses Wort übersetzt und erklärt, dass dies kein Schimpfwort sei, sondern ganz einfach Weiße heißt. „Weiße, Weiße!“ Die Kinder öffnen ihr das Tor und halten ihre Hände auf. „Give me Dollar, give me sweets.“ Katrin dreht den Kleinen ihre leeren Handflächen zu. „Seht doch, ich habe nichts!“ Die Kinder verschwinden so schnell, wie sie aufgetaucht sind. Katrin hantiert ungeschickt mit den verschiedenen Schlüsseln. Auch der zweite Tag in Okakarara war verwirrend für sie. Im Haus flüchtet sie sich in den großen Korbessel. Endlich Stille. Ihr Blick fällt auf die Kreidestriche. Da liegt Anna mit ihrem angewinkelten Arm auf dem Betonboden. Sie will das schreckliche Bild nicht mehr sehen, aber sie schafft es nicht, den Teppich darüber zu rollen. Ihre Schwester soll sichtbar bleiben.

Sie hört vor der Tür ein leises Miauen. Nein, nicht auch das noch. Die Katzen. Sie hat die Tiere glatt vergessen. Katrin macht vorsichtig die Tür auf, und schon flitzen die drei ins Haus. Anna hat oft über Otjiwa, Punja-Punja und Katiti gesprochen. Noch auf dem Flug nach Namibia hatte Katrin gelesen, was Anna ihr über ihre geliebten Katzen geschrieben hatte. Das zerzauste Siam-Muttertier mit dem viel zu

kurzen Schwanz und nur einem Auge, das kann nur Otjiwa sein. Otjiwa heißt auf Deutsch „die Schöne“. Typisch Anna, dass sie eine behinderte Katze schön findet. Und die zarte sandfarbene Blauäugige ist gewiss deren Tochter Punja-Punja. Der kleine Kater mit den lustigen schwarz-weißen Flecken, der ihr bereits zärtlich um die Beine streicht, ist ganz bestimmt Annas Liebling Katiti, auf Deutsch „der Kleine“. Schreiend stehen die drei vor ihrem leeren Schälchen. Eigentlich mag Katrin keine Katzen. Sie hat sich nie für diese Tiere interessiert, sie sind ihr viel zu eigenständig, unberechenbar und falsch. Noch schlimmer sind Katzenhaare auf dem Sofa. Katrin mag Hunde viel lieber, die sind zutraulich, gehorsam und kommen, wenn man sie ruft. Mit Anna hat sie sich deswegen sogar einmal gestritten. „Du mit deinem Katzen-Fimmel!“, hat Katrin gespottet, und Anna hat zurückgekratzt: „Zu dir passt ein treu-doofer Hund viel besser. Eine Katze ist für dich viel zu unabhängig und emanzipiert.“ Alles vorbei. Jetzt muss sie sich um die Viecher kümmern. Das ist sie Anna schuldig. Es ist nichts zum Essen und zum Trinken im Haus, nichts für sie und nichts für die Tiere. Katrin muss noch einmal in den Ort zurück. Sie nimmt ihren Reiseführer mit, in dem ein paar Herero-Worte aufgelistet sind.

Der Supermarkt von Okakarara. Unglaublich. So etwas hat sie noch nie gesehen. Ein Laden, der fast so leer ist wie der Kühlschrank in Annas Haus. Katrin schaut sich um. Auf den wackligen Holzregalen stehen ein paar Tüten mit Zucker, Maismehl und Salz. In den Kisten liegen – wie abgezählt – Zwiebeln, Kartoffeln und Tomaten. Auf jeder einzelnen Frucht ist der Preis mit einem schwarzen Filzstift markiert: Eine Tomate kostet je nach Gewicht zwischen

zwei und drei Namibia-Dollar. Katrin rechnet um. Das sind ja mindestens 20 Cent für eine Tomate. In einem Kühlregal stehen ein paar Milchflaschen und daneben auffallend viele Tetrapaks mit dem Bild einer Herero-Frau in Tracht, neben ihr eine Kuh mit der Aufschrift „Omaere“. Sieht aus wie die afrikanische Variante unserer lila Alpen-Kuh, denkt Katrin. Im Reiseführer findet sie das Wort „Omaere, Dickmilch, ein Grundnahrungsmittel der Herero.“ Katrin nimmt ein Päckchen aus der Truhe und schüttelt es. Prima, wenigstens Joghurt gibt es hier. Sie legt fünf Stück in den Einkaufskorb. Ein großes Weißbrot, drei Eier, eine Flasche Milch, drei Tomaten, drei Kartoffeln und eine Zwiebel – mehr wagt sie nicht zu nehmen. Sie will den armen Leuten nicht die Lebensmittel wegkaufen. Was würde denn die Frau an der Kasse denken? Katrin will bezahlen, da sieht sie eine Theke mit Glasvitrine. Dahinter türmen sich gewaltige Fleischbatzen mit dicken Fetträndern. Für die Herero als traditionellem Viehzüchtervolk – so hatte ihr Anna einmal erklärt – sind Obst und Gemüse keine echten Nahrungsmittel. Herero essen am liebsten große Portionen Rindfleisch. Wenn sie es sich denn leisten können. Die Armen ernähren sich – wie fast überall in Afrika – von Maisbrei. Morgens, mittags, und abends, immer Maisbrei.

Der weiße Mann, der hinter der Fleischtheke auftaucht, könnte ein schwäbischer Metzger sein: Groß und kräftig, unter seiner schweren Schürze aus Gummi trägt er kurze Hosen, seine Füße stecken in Sandalen. Sein Haar ist strohblond, sein Gesicht mit den dicken roten Backen freundlich. „Ich bin Karli Höflinger. Kann ich Ihnen behilflich sein?“, sagt er in fast akzentfreiem Deutsch und schüttelt ihr die Hand. Vorher hat er seine Pranken an der Schürze

gründlich abgewischt. Karli Höflinger ringt nach Worten. Er ist verlegen. „Ihre Schwester war oft hier im Laden, hat gerne Fleisch bei mir gekauft, am liebsten Kudu-Fleisch. Das bringe ich hin und wieder von der Jagd mit.“ Er hält inne, sein Gesicht färbt sich rot: „Es ist schrecklich, was geschehen ist.“ Katrin staunt über diesen großen, unbeholfenen Mann. „Ich kann Ihnen nur eins zum Trost sagen: Die Herero haben Ihre Schwester gern gehabt. Fast alle. Und ich hatte sie auch gern.“

Daheim gießt Katrin Milch und Wasser in die Schälchen, bröselt ein bisschen Brot hinein. Heißhungrig machen sich die drei Katzen über das Fressen her. Katrin hat keinen Appetit, sie ist aufgewühlt. Annas Leben aufzuspüren, das tut weh. Es ist Abend geworden. Ihr ist kalt. Sie will sich im Schlafzimmer nur schnell die Wolldecke holen, da fällt ihr Blick auf das schwarze Heft mit dem Gummiband, das auf dem Nachttischchen liegt. Das Tagebuch. Diesmal öffnet sie es und beginnt die letzten Seiten zu lesen, die Anna vor ihrem Tod geschrieben hat.

Sonntag, 15. August

Ich fühle mich wie ausgewrungen, total erschöpft, in mir steckt eine Grippe. Ich habe Fieber und könnte die ganze Zeit heulen vor Erschöpfung – aber auch vor Glück. Die große Gedenkfeier ist letzte Nacht zu Ende gegangen, und es war ein Riesenerfolg. Der monatelange Stress war nicht umsonst. Dabei sah zunächst alles nach Desaster aus. Das Freiluft-Theater nicht fertig gebaut, das Sonnendach für die Bühne nicht montiert, und dieser Schnösel von Referent der deutschen Entwicklungshilfe-Ministerin, der zur Inspektion gekommen war, hat mich angeblafft: „Die Ministerin verträgt keine Sonne. Nicht einen einzigen Strahl. Und Mineralwasser muss mit Kohlensäure versetzt sein, sonst trinkt sie keinen

Schluck.“ Ich muss ihn so deppert angeschaut haben, dass er mich anfuhr: „Verstehen Sie mich, Frau Sattler? Das Wasser muss sprudeln, richtig sprudeln!“ Ein Speichellecker mit geföhntem Blondhaar!

Mein Büro wurde zum Presseraum umfunktioniert, aber die Anschlüsse für Faxen und Computer waren noch nicht installiert. Die Flaschen in den Kisten mit Mineralwasser enthielten nur stilles Wasser. Das Vorbereitungsgremium hatte für die Gedenkfeier ein Alkoholverbot beschlossen, aber davon konnte jetzt keine Rede mehr sein. Im Sitzungsraum hinter dem Büro türmten sich Bierkästen bis zur Decke. Beschluss hin, Beschluss her – Herero-Männer trinken Alkohol. Zum Glück war am Vortag wieder Wasser in der Leitung. Tagelang war es abgesperrt. Die Stadt hatte wieder einmal die Rechnung beim staatlichen Wasserkonzern nicht bezahlt. Jetzt kann man wenigstens wieder aufs Klo gehen.

Am Freitag bin ich fast durchgedreht: Jeder will was von mir. Kann ich mal telefonieren? Mein Handy aufladen? Wo sind die Fahnenstangen? Wer hat die Lautsprecher mitgenommen? Und dann muss ich auch noch das Geld auszahlen für die Dekoration, das Buffet, die Transporte. Und kaum einer hat einen richtigen Beleg. Und jeder will mehr Geld sehen. Unverschämt! Für wie dumm halten die mich eigentlich?

Hunderte, Tausende sind zu uns ins Kulturzentrum gekommen, mit Kind und Kegel, aus der nahen Umgebung, aus ganz Namibia, sogar aus Botswana und Südafrika. Sie kamen zu Fuß, auf Pferden, mit Bussen, mit klapprigen Autos. Schafe und Ziegen, angebunden auf der Ladefläche, wurden als Schlachtvieh mitgebracht. Unser Gelände war ein riesiges Camp mit Zelten und Feuerstellen. Die mitgebrachten Schafe und Ziegen wurden in riesigen Eisentöpfen gekocht. Überall Rauch, Lachen, Gestank, Geschrei, Staub von den Pferdeparaden. Und dann haben die Herero wieder einmal bewiesen, wie gut sie improvisieren können. Irgendwie

klappt in der totalen Unordnung alles, na ja, fast alles. Und was nicht klappt, wird einfach vergessen. Was für eine tolle Überlebensstrategie!

Vom sechsjährigen Jungen bis zum Tattergreis – alle Männer hatten Uniformen angezogen. Sie sahen aus wie Faschingskostüme, in Wahrheit sind sie Imitationen deutscher Kolonialuniformen: Beige Jacken und Hosen mit roten oder grünen Bändern besetzt, Schulterstücke, Lederkoppeln, Gürtel – manche hatten aus dem Familienbesitz noch echte Schutztruppler-Hüte oder brüchige Ledergamaschen, einer trug sogar einen alten Stahlhelm.

Sogar die jungen intellektuellen Herero aus Windhoek, die ich sonst nur in Jeans und Lederjacke kenne, hatten sich mit Uniformen verkleidet. Als ich einige auf die Schippe nahm und fragte, welchen militärischen Rang sie denn bekleideten, zählten sie mir etwas verlegen lächelnd auf: Oberstleutnant, Unteroffizier, Oberst. Die Herero hatten doch tatsächlich in ihrer Truppen-Spieler-Bewegung die Ränge der deutschen Kolonialarmee übernommen. Der Generalfeldmarschall war natürlich der Oberhäuptling. Er ist in taubenblauem Tuch mit ordensgeschmückter Brust auf einem Schimmel eingerritten.

Die Augen rechts. Die Augen links. Befehle gellten durch die Luft. Drill, Paraden mit Holzgewehren, hunderte von Reitern preschten über das sandige Gelände und hüllten alles in riesige Staubwolken. Sie wurden von schrillumem Geschrei und gurrenden Triller-Lauten der Frauen angefeuert. Die waren alle in Herero-Tracht erschienen. In rot-schwarz, in grün-schwarz oder in weiß-schwarz – je nachdem zu welchem Traditionsverband sie gehörten. Ich habe viel von diesen sogenannten Truppenspieler-Paraden gehört, habe Fotos und Filme gesehen. Aber die Wirklichkeit schlägt alles. Ich schwanke zwischen Lachen und Entsetzen! Diese geballte Herero-Kultur auf einem Platz – das war ein kaum vorstellbares Spektakel.

Alles, was mit Drill und Militär zu tun hat – wie ich das hasse! Ich bin bei Ostermärschen und Friedensdemos mitgelaufen, weil ich gegen diesen ganzen Militär-Kram bin. Dass ausgerechnet die Nachkommen der Opfer aus der deutschen Kolonialzeit in militärischen Drill-Spielen schwelgen – das ist mir regelrecht zuwider. Der alte Veseevete hat mir auf die Frage, was das alles sollte, geantwortet: „Wir haben die Uniformen unserer Gegner zu unseren eigenen gemacht. Ihre Kraft ist jetzt unsere, so haben wir unsere Würde wieder gefunden.“ Das soll mal einer verstehen!

Veseevete, der alte Mann aus dem Nachbardorf, hatte mir bei meinem Besuch auch eine Geschichte aus seiner Kindheit erzählt, die mich tief erschütterte: „Mein Großvater hat mir gesagt: ‚Wir haben die Uniformen von toten deutschen Soldaten angezogen, um uns zu schützen. Die Deutschen sollten uns nicht länger für Affen halten, auf die man schießen darf.‘“

Ich wollte die Rede der Ministerin hören, die mit ihrem Tross eingetroffen war. Ich schlich mich aus dem Büro. Ich erwartete eigentlich nur gewohntes Politiker-Geschwätz. Tausende hatten sich um die improvisierte Bühne versammelt. Sie war voll von Honoratioren, schwarzen und weißen. Und dann haben sie doch noch eine Zeltplane aufgetrieben und aufgespannt, damit die Ministerin Schatten hatte. Die Frau aus Berlin saß neben einem namibischen Minister und hatte keine Sonne im Gesicht. Ich war erleichtert.

Katrin hält beim Lesen inne. Sie hat fast nichts gegessen, seit sie in Namibia ist. Jetzt hat sie Hunger. Sie macht sich Spiegeleier und schnippelt rohe Kartoffeln in die Pfanne. Zum ersten Mal seit vier Tagen isst sie mit Appetit. Als sie Salz und Öl in den Küchenschrank zurückstellt, sieht sie im unteren Fach des Regals eine Wärmflasche aus Gummi. Nun hat sie weniger Angst vor der kommenden Nacht – mit

Wärmflasche im Bett, drei Katzen im Haus und nebenan einer Nachbarin, die eine Freundin ihrer Schwester war. Katrin liest weiter in Annas Tagebuch:

Und jetzt endlich kam ihre Rede zum 100. Jahrestag der Schlacht am Waterberg. Ich glaubte, nicht richtig zu hören: Die Ministerin tat das, was die Herero jahrzehntelang vergeblich gefordert hatten: Sie entschuldigte sich für den Völkermord der deutschen Kolonialtruppen an den Herero, bei dem mehr als Zweidrittel der Bevölkerung ausgerottet wurde.

Das muss ich jetzt ganz genau beschreiben, weil das auch für mich so wichtig ist. Eigentlich war mir diese Ministerin richtig unsympathisch. Das Haar so grell rot gefärbt, die weiße Rüschenbluse viel zu madamig und bieder, die Stimme schrill, fast quäkig. Aber dass sie gewagt hat, was alle Politiker vor ihr abgelehnt haben, das finde ich einfach toll. Sie war die Hauptrednerin des Tages. Am Mikrofon sprach sie englisch, stückweise wurde ihre Rede ins Otjherero übersetzt. Die Mehrzahl der Menschen hier versteht nur ein paar Brocken Englisch. Den wichtigsten Teil ihrer Rede schreibe ich Wort für Wort auf, damit ich nichts vergesse.

„Die damaligen Gräueltaten waren das, was heute als Völkermord bezeichnet würde – für den ein General von Trotha heutzutage vor Gericht gebracht und verurteilt würde. Wir Deutschen bekennen uns zu unserer historisch-politischen, moralisch-ethischen Verantwortung und zu der Schuld, die Deutsche damals auf sich geladen haben. Ich bitte Sie, im Sinne des gemeinsamen Vaterunser um Vergebung unserer Schuld.“

Einen Moment lang war es ganz still. Da sprang Jephtha auf, dieser junge Herero, er ist ein Filmemacher, der zurzeit in den USA arbeitet. Ein beeindruckender Mann. Er schrie über die Menge hinweg: „Das müssen Sie noch ein Mal sagen, aber etwas deutlicher bitte!“ Die Ministerin erhob sich von ihrem Stuhl, ging die

paar Schritte zum Mikrofon und sagte: „Meine ganze Rede war eine einzige Entschuldigung.“ Jetzt war es raus. Endlich! Die Menschen jubelten. Dieser eine Satz wird das Verhältnis zwischen Herero und Deutschen enorm verbessern.

Neben den vielen Gedenkreden gab es auch kleinere Aktionen: Eine Gruppe von Männern hatte sich in Ketten gelegt. Andere hatten sich eine ganz besondere Demonstration ausgedacht, um an die vielen Vergewaltigungen, sexuellen Übergriffe und heimlichen Verbindungen zwischen Herero und Deutschen zu erinnern: Frauen und Männer trugen an ihrer Brust Schilder mit den Namen ihrer deutschen Vorfahren: Schmidt, Gollach, Steinhaus, Ritter, Schütz, Koslowski.

Eine Herero-Dame in prächtigem rot-schwarzem Gewand, die Haube mit den stilisierten Kuhhörnern hing ihr ein wenig schief auf dem Kopf, kam auf mich zu, ganz nah. Ich roch ihren säuerlichen Bierdunst. Sie schrie mich an: „Wir zwei sind verwandt, auch wenn du das nicht wahrhaben willst. Euer verdammtes Blut ist auch in unseren Adern.“

Dann brach die Fremde in gellendes Gelächter aus und drückte mich an ihren riesigen Busen.

Da war sie wieder, diese Mischung aus Aggression und Warmherzigkeit, die mir immer wieder begegnet und mich immer wieder irritiert. Aber was dann kam, finde ich beunruhigend. Plötzlich zischte sie mir ins Ohr: „Warum bist du nach Okakarara gekommen? Ausgerechnet du. Deine Familie hat doch auch Blut an den Händen ...“

Wer ist diese Frau? Ich habe sie noch nie gesehen. Was sie sagt, macht mir Angst.

Angst – das letzte Wort in Annas Tagebuch.

Katrin legt es beiseite und stellt sich die Szene zwischen den beiden Frauen vor. Anna hat Angst vor einer fremden